

DER SCHURL

In den Sechziger Jahren – sollte ich jetzt schon hinzufügen: des zwanzigsten Jahrhunderts? – gab es in Wien einen einzigartigen Musikertreffpunkt: Die Kirche am Salvatorianerplatz, die im Jahre 1900 als Notkirche errichtet worden war – die geplante 'richtige' Kirche an der Laxenburger Straße wurde nie gebaut –, beherbergte ein 1949 eröffnetes Tonfilmkino, das später, gegen Ende der Sechziger, geschlossen und in einen Theatersaal umgewandelt wurde, und im Keller ein niederes Gewölbe, in dem dank eines aufgeschlossenen Pfarrers dann und wann Musikveranstaltungen stattfanden.

Der eigentliche Treffpunkt aber war draußen, neben der Kirche.

Wir standen oder saßen dort oft – vornehmlich nachmittags nach dem Schulunterricht – zusammen, meist hatte einer eine Gitarre dabei, und es wurde gesungen und auch viel geredet.

Der Lokalmatador war eine Zeit lang ein gewisser Buddy, der in Wahrheit Franz hieß.

»Geh, Buddy! Spiel ›Dandy‹«, sagte seine damalige Freundin gelegentlich, und Buddy spielte und sang dann stets den ewigen Hit der 'Kinks' beinahe authentisch.

Man kannte einander mehr oder weniger gut; viele von uns besuchten dieselbe Schule, wenn auch verschiedene Klassen in verschiedenen Jahrgängen, aber wir alle hatten eines gemeinsam: wir liebten die Musik und wir wollten ebenso berühmt werden wie die Beatles, die Rolling Stones, The Who oder die Kinks. Ich kann es gleich vorweg nehmen – dieses Ziel hat bis dato kein einziger von uns erreicht, und die Chancen stehen nicht gut, dass dies noch gelingen könnte. Von diesem allgemeinen Misserfolg abgesehen, ist aus so gut wie jedem, der damals dabei war, ein guter Musiker geworden.

Ich riskiere es, dafür Kritik zu ernten, aber Leute wie der Gitarrist Martin Kunz, der Saxofonist Harry Sokal, der Schlagzeuger Peter Rosmanith, der Keyboarder 'Jacky' Jaquemond, sowie Mitglieder der späteren Bands Mordbuben AG, Minisex und einiger anderer, die man hierzulande und vereinzelt sogar international kennt, waren an dieser Brutstätte der Wiener Blues-, Rock- und Jazzszene zu finden.

Ich erinnere mich nur dunkel an den Tag, an dem einer dort auftauchte, den ich zuvor noch nie gesehen hatte. Wir standen wie üblich umher, ein paar saßen auf der Stufe des Kinoausgangs, und er gesellte sich zu uns, mitsamt seinem Gitarrensack, in dem eine 'gewöhnliche' Gitarre, also ein Acoustic-Modell, steckte. Viele von uns besaßen so eine – ich leider damals nicht, sodass ich stets auf geliehenen Instrumenten spielte, wenn sich die Gelegenheit bot –, denn mit den E-Gitarren konnte man weder vor der Salvatorianerkirche noch im Laaerbergbad musizieren, und damals war selbst gespielte Musik noch von unschätzbarem Wert. Ich werde wohl nie vergessen, wie sich auf der Liegewiese manchmal bis an die hundert Zuhörer um uns versammelten, wenn wir zu zweit oder zu dritt Songs von den Beatles, den Rolling Stones etc. zum Besten gaben. Heutzutage kann eine wirklich gute Band in einem Lokal mit weit weniger Publikum rechnen ...

Dieser Bursche also, der sagte: 'i bin der Schurl', seine Gitarre auspackte und

darauf herumzupfte, wirkte einerseits einigermaßen schüchtern, aber zugleich irgendwie überheblich, zumindest auf mich. Ich kann mich nicht erinnern, mit den anderen jemals darüber gesprochen zu haben, weiß also nicht, was sie dachten, aber der Bursche schien sich in unserer Gesellschaft seinerseits nicht besonders wohlfühlen, denn er packte seine Gitarre nach kurzer Zeit wieder ein und machte sich davon. In meinem Gedächtnis blieb sein richtiger Name haften: Georg Danzer.

Es vergingen Jahre.

Ich machte parallel zu meiner Blues- und Rock-Schiene allerlei andere Musik. So spielte ich als Bassist in der Band eines gewissen Lance Lumsden, den ich in einer anderen Geschichte schon erwähnt habe, machte vereinzelt bei Projekten von Erich Demmer, dem genialsten aller Wiener Liedermacher von ausgeprägter Linksorientierung, mit, spielte mit Norbert Niedermayer von den Milestones in einer Unplugged-Band, und ich trat auch solo, nur mit Gitarre bewaffnet, auf. Das Lokal, das dafür die richtige Atmosphäre und das richtige Publikum bot, hieß Atlantis.

Es hatte schon mehrmals den Standort gewechselt, was keinerlei Schatten auf seine Beliebtheit warf, und ich war der Spur wie alle anderen dort auftretenden Musiker und Zuhörer gefolgt.

Waterloo und Robinson hatten dort ihren ersten Auftritt in Wien gefeiert, damals noch mit Songs von Simon & Garfunkel mit deutschen Texten, Al Cook, der Mann, der im falschen Land geboren worden war, war dort ein Local Hero, ebenso die Schmetterlinge, die Blue Grass Specials, die Worried Men Skiffle Group und viele andere. Peter Ratzenbeck erlebte ich dort zum ersten Mal, und unvergesslich wird mir die Nacht bleiben, als der sagemumwobene Jack Grunsky, ehemals Leader von Jack's Angels und dann in Kanada verschollen, im Atlantis auftrat. Ich hatte meine Gitarre dabei, und es ergab sich, dass Jack und ich anschließend in einem anderen Lokal, nicht weit vom Atlantis entfernt, bis fünf Uhr in der Früh gemeinsam weiterspielten.

Ich habe ihn seither nicht mehr getroffen; er ist bald danach wieder nach Kanada gegangen und wird sich wohl nicht mehr an mich erinnern, auch wenn wir – gut vierzig Jahre danach – Freunde in Facebook wurden. Ich habe ihn nie auf die damalige Session angesprochen ...

Genug der Abschweifungen!

In besagtem Atlantis hatte schon Wolfgang Ambros einen seiner frühen Soloauftritte absolviert, zwar schon bekannt durch seinen 'Hofer', aber weit entfernt von der späteren Professionalität, was sich auch darin zeigte, dass er wohl nicht damit gerechnet hatte, dass sich seine Gitarre beim Transport verstimmen würde.

Ich weiß, wie unangenehm es ist, wenn man ein Lied anstimmt und gleich der erste Akkord ungewollt schräg klingt, weil die Gitarre verstimmt ist. Weil es auch W.A. unangenehm war, wollte er die Sache in Ordnung bringen, aber seine Gitarre wollte nicht so recht, und als ich merkte, dass bald das Temperament mit ihm durchgehen würde, stimmte ich seine Gitarre binnen Sekunden, und der Kunstgenuss konnte ungetrübt vor sich gehen.

Aber auch diese Begebenheit gehört im Grunde nicht zum Thema. Ich wollte vielmehr erzählen, dass es hier im Atlantis war, wo mir Georg Danzer zum zweiten Mal begegnete.

Er hatte sein Frühwerk 'Der Tätowierer und die Mondprinzessin' auf Rille gebracht und präsentierte es live auf der Bühne. Ich erinnere mich an nur sehr wenig. Am besten sind das Wort ›Mondprinzessin‹ und die weinerlich-nuschelnde Stimme haften geblieben, und ich glaube nicht, dass ich lange geblieben bin.

Wieder einige Jahre später ...

Das Café Hawelka wäre mir vermutlich nie aufgefallen, hätte es Georg Danzer nicht besungen. Ich habe es zwar trotzdem nie besucht, aber wie Millionen anderer Menschen kenne ich es nun.

Ich denke, es war typisch für Georg Danzer, dass er nicht ein Lokal besang, das ihn für diese unbezahlbare Werbung zumindest mit einem täglich abrufbaren fünfgängigen Luxus-Hauben-Menü auf Lebenszeit entschädigen konnte, sondern eines, das hausgemachte Buchteln als Spezialität vorweisen kann. Immerhin war 'der Nackerte' wohl der größte finanzielle Erfolg für G.D. Wenn ich heute in mein Stammcafé komme, läuft dort stets der unsäglich unerträgliche Oldiesender, dessen einziges Plus ist, dass dort mehr österreichische Musik gespielt wird als sonst wo, und ich kann kommen, wann ich will – ich höre den ›Nackerten vom Hawelka‹

Möglicherweise war der Hype um dieses Liedchen der Auslöser dafür, dass G.D. Österreich den Rücken kehrte und sich erst einige Zeit später mit ›weißen Pferden‹ aus dem fernen Deutschland zurückmeldete.

Wem Amerika zu weit entfernt und Österreich zu eng war, der ging nach Deutschland.

Christian Kolonovits arbeitete nach dem Bühnentod der Milestones in Deutschland, Peter Cornelius wanderte vorübergehend aus, wohingegen Wolfgang Ambros und die ›Erste Allgemeine Verunsicherung‹ die Deutschen von hier aus in die Knie zwingen wollten.

Sogar ich, der ich auch nicht annähernd so ein erfolgreiches Werk vorzuweisen hatte, versuchte mein Glück bei den ›reichen Brüdern‹ jenseits der Grenze, und rückblickend muss ich zugeben, dass ich als ein Niemand im Vergleich zu den Obgenannten dennoch in Deutschland innerhalb von zwei Jahren mehr Geld verdiente als in Österreich in zwanzig.

Musikalisch gesehen stehen mir – abgesehen von den Schauspielern Ludwig Hirsch und Rainard Fendrich und noch ein paar Exoten – alle österreichischen Stars näher als Georg Danzer. Die Sparte ›Volkstümlicher Schlager‹ und Ähnliches lasse ich erst einmal ganz aus dem Spiel.

Warum wohl?

Nun – fast alle haben ihre Wurzeln mehr oder weniger da, wo auch ich meine habe. Der anständige österreichische Musikkünstler ist während des Stillens mit Klassik, Oper, Operette, und je nach regionaler Herkunft mit Wiener Lied, Hackbrettmusik, Stubenmusi und Ähnlichem berieselt worden, hat sich dann –

meist gegen den heftigen Widerstand der Ahnen – über Beat und Soul zu Rock und Blues aufgeschwungen und schließlich seinen eigenen persönlichen Mix gefunden.

Nicht so Georg Danzer.

Sein persönlicher Mix scheint mir direkt vom guten alten Wiener Lied und dem portugiesischen Fado mit einem Schuss von hier und einer Prise von da zusammengerührt zu sein, und die paar Ausschnitte aus Liveauftritten, die ich kürzlich im Fernsehen sah und hörte, unterschieden sich nicht wesentlich von dem, was ich vor vierzig Jahren von ihm hörte, als er – ahnungslos – den Salvatorianerplatz mit seinem plötzlichen Auftauchen weihte.

Irgendwie ist ›der Danzer‹ immer dagewesen, aber auch immer an mir vorbei gegangen.

Ich konnte mit ihm nicht viel anfangen, weder mit dem kommerziellen noch mit dem poetischen Danzer. Aber ich gebe es immerhin zu ...

Vielleicht ist gerade das der Grund, wieso ich ihn mehr schätze als die meisten anderen – er ist immer er geblieben, und das – aus meiner Sicht – vierzig Jahre lang.

In einem Interview meinte die jüngste österreichische Pop-Ikone Christina Stürmer, Georg Danzer sei für sie ein Nationalheld.

Ich kann nicht beurteilen, ob sie das so meinte, wie sie es sagte, und ich kann nicht beurteilen, ob sie selbst das überhaupt beurteilen kann, aber sie hat recht. Jemand, der ein Leben lang er selbst bleibt, ist ein Held.

Ein Held, den die ganze Nation kennt, ist ein Nationalheld.

(Nein, ich mag jetzt nicht über das Wort ›Nation‹ diskutieren.)

Georg Danzer ist tot.

Es berührt mich.

Mich hat auch der Tod meines Beinahe-Freundes Hans Dujmic vor einigen Jahren berührt und ich habe ihm seinerzeit ein Lied gewidmet, das ich zufällig für eines meiner besten halte. Ich weiß nicht, ob ich daraus eine Tradition machen soll. Ich denke, ich werde es eher nicht tun und Georg Danzer kein Lied widmen. Ich werde ihn mir als Vorbild nehmen, auf meinem Weg zu bleiben, nicht mit einem imaginären Schicksal zu hadern, sondern die positiven Dinge des Lebens in den Vordergrund zu stellen und die Zeit, die mir noch bleibt, zu nutzen, anstatt der, die vergangen ist, nachzutruern.

In einem Interview, unauffällig, in einem Nebensatz ließ Georg Danzer anklingen, dass seine Alben sich nicht so verkauften, wie er es gerne gehabt hätte.

Jetzt, da er nichts mehr davon hat, werden sie weggehen wie die warmen Semmeln, die Alben vom Schurl ...

